



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Blanca Busquets

Bis dass der Zufall
uns vereint

Roman

Aus dem Katalanischen von
Ursula Bachhausen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Blanca Busquets
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Woll-Lust der Maria Dolors (24816)

*Für alle früheren und heutigen Kollegen
von Catalunya Ràdio, mit denen mich die Leidenschaft
für einen der faszinierendsten Berufe der Welt verbindet:
Danke, dass ich einige der Höhepunkte meines Lebens
mit Euch erleben durfte.*



Deutsche Erstausgabe 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2009 Blanca Busquets Oliu
Titel der katalanischen Originalausgabe:
„Vés a saber on és el cel“
(Rosa dels Vents/Random House Mondadori S. A., Barcelona)
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines
Fotos von plainpicture/Arcangel
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Caslon 11/14,25
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24889-1

Mit einem ersticken Schrei wich ich zurück.

»Erschütternd, nicht? Er sieht wirklich furchtbar aus ...!«

Sie hatte ganz leise gesprochen und gleich wieder zu weinen begonnen.

Ich konnte nur ein schwaches »Ja« flüstern, denn ich brauchte Zeit.

Zeit zum Nachdenken.

Was zum Henker sollte ich bloß tun?

Der Tote war nicht der richtige Tote. Zwar hieß er ebenfalls Ramon Garcia, war aber ganz offensichtlich ein anderer. Dieser Ramon gehörte definitiv zu der schluchzenden Witwe, deren Hände verzweifelt über den gläsernen Sargdeckel glitten, unter dem er aufgebahrt war.

Nach dem ersten Schreck sah ich ihn mir noch einmal ganz genau an, weil ich mir kurz einredete, dass er vielleicht so schwer verletzt worden war, dass ich ihn nicht erkannt hatte. Aber nein: Ein schwerer Verkehrsunfall kann einen zwar bis zur Unkenntlichkeit entstellen – blonde Locken bekommt man dabei aber keine. Außerdem sah der Tote gar nicht so furchterregend aus; auf mich wirkte er, als würde er friedlich schlafen. Aber Cristina konnte das natürlich besser einschätzen, schließlich war sie seine Witwe.

Jedenfalls wäre mir um ein Haar herausgerutscht: »Das ist er ja gar nicht!«

Ach Gott, hätte ich das bloß mal getan! Dann würde ich jetzt nicht hier in der Herrentoilette der Leichenhalle stehen und mit mir ringen, ob ich wieder hineingehen soll oder nicht.

Für Cristina wäre das allerdings wie ein Schlag ins Gesicht gewesen. Wenn ich gesagt hätte: »Sorry, das da ist nicht mein Kollege, ich hab mich in der Tür geirrt. Dein Ramon ist mir völlig schnuppe, vergiss, was wir die letzte halbe Stunde geredet haben, also tschüss, ich geh dann mal, war nett, dich kennengelernt zu haben«, wäre sie sicher fürchterlich geschockt gewesen. Nein, das wäre echt nicht gegangen: Nachdem sie mir ihr Herz ausgeschüttet hatte, hätte ich mit einem solchen Spruch einen verdammt schlechten Eindruck hinterlassen – und irgendwann spricht sich so was immer herum.

Deshalb hatte ich nur fassungslos auf den Toten gestarrt, während Cristina sich haltlos weinend über den Sargdeckel warf. Sie hatte sich während unserer Unterhaltung mächtig zusammengerissen, doch nun hatte sie sich nicht mehr in der Gewalt. Sie musste ihren Ramon wirklich vergöttert haben. Trotz allem, was sie mir vorher über ihn erzählt hatte. Und da kam mir plötzlich die rettende Idee.

»Ähm ... ich müsste mal kurz zur Toilette ...«

Ich weiß, das zeugt nicht gerade von viel Taktgefühl, aber ich musste da einfach raus. Auf der Stelle.

Ohne sich vom Sarg zu lösen, nickte sie stumm.

Und ich stürzte hinaus auf den Flur.

Erster Teil

Ich habe es vom Programmchef erfahren. Wie bei schlechten Neuigkeiten so üblich, servierte er mir die Botschaft häppchenweise, als ich heute Mittag zu ihm ins Büro kam. So, als handele es sich um den Aufmacher der Hauptnachrichten: »Ramon ist tot.« Dann folgten die Details: Mein Kollege sei letzte Nacht mit dem Motorrad verunglückt. Auf dem Heimweg habe er eine rote Ampel überfahren und sei auf der Kreuzung voll in ein Auto gerast. »Er hat wohl zu viel getrunken. Aber keine Sorge, Sergi, wir haben schon einen Neuen. Die anderen IT-ler weisen ihn gerade ein«, hatte der Programmchef zum Schluss erklärt, bevor er sich erneut den Unterlagen auf seinem Schreibtisch zuwandte.

»Alles klar«, hatte ich cool erwidert und war gegangen. Erst auf dem Weg in die Redaktion überlief es mich kalt; wie bei den Ameisen, dachte ich, wenn eine stirbt, wird sie gleich durch eine andere ersetzt, damit alles weiter seinen gewohnten Gang gehen kann.

An die Wand des Waschraums gelehnt, steht mir jetzt die Szene im Büro des Chefs wieder deutlich vor Augen, während ich darüber nachgrübele, wo die Sache aus dem Ruder gelaufen ist. Es ist mir nämlich echt ein Rätsel, wie ich in eine solch peinliche Lage geraten konnte. Fassen wir also

noch einmal zusammen, Sergi: Dein Kollege hieß Ramon Garcia. Genau wie der fremde Tote. So weit, so gut: Ramon Garcia ist nun mal ein Allerweltsname. Und wenn ich Cristina vorhin richtig verstanden habe, ist ihr Mann ebenfalls Tontechniker gewesen: Folglich sind in der letzten Nacht zwei Männer gestorben, die nicht nur den gleichen Namen hatten, sondern auch noch den gleichen Beruf! Also, Zufälle gibt's, die gibt's gar nicht ... Und obendrein sind die beiden auch noch in derselben Leichenhalle aufgebahrt. Denn ich habe vorher in der Hektik sicher übersehen, dass auf dem Anschlagbrett in der Eingangshalle zwei »Ramon Garcia« stehen. Allerdings finde ich es schon verwunderlich, dass ich sonst niemandem vom Radiosender begegnet bin ... Na ja, die letzte halbe Stunde hat mich ja auch die falsche Witwe in Beschlag genommen ... Die Frage ist: Was mache ich jetzt? Wie komme ich aus dem Schlamassel wieder raus? Ich sollte die Gelegenheit beim Schopf packen und verschwinden. Schließlich bin ich dieser Cristina keine Rechenschaft schuldig; ich habe ihr bloß zugehört, weil sonst keiner bei ihr war und sie mir leidtat; sie dürfte etwa gleich alt sein wie ich und mein Kollege und vermutlich auch wie ihr Mann. Ja, Sergi, du solltest dich aus dem Staub machen, denn wenn du jetzt zu *deinem* Ramon gehst, begegnest du ihr nachher garantiert auf dem Flur, und wie bringst du ihr dann bei, dass du doch nicht der Kollege ihres verstorbenen Mannes bist, wie du anfangs behauptet hast?

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie es ist, wenn einen nachts das Telefon aus dem Schlaf reißt und man von der Polizei gesagt bekommt: »Ihr Mann ... Kommen Sie schnell ins Krankenhaus ... Es sieht nicht gut aus«, hatte Cristina geschluchzt und mich dabei verzweifelt angesehen, wohl,

weil sie mir nicht besser zu erklären wusste, welch ungeheuren Schreck der Anruf ihr eingejagt hatte. »Das hätte man dir aber wirklich ein bisschen schonender mitteilen können«, hatte ich erwidert, um irgendwas zu sagen, worauf sie den Polizisten allerdings in Schutz nahm: »Vielleicht hat er so etwas bisher ja noch nie tun müssen.«

Jetzt im Waschraum fällt mir wieder ein, dass mich das vorhin auf eine Idee für einen Livetalk gebracht hat. Ich würde gern erfahren, ob einem Polizisten irgendwann beigebracht wird, wie man schlechte Nachrichten überbringt, oder ob sie einen eigens dafür ausgebildeten Unglücksboten haben. Und ob man besser gleich mit der Wahrheit herausplatzt oder erst nach einer Weile. Ich muss unbedingt Rosa davon erzählen. Sie muss allerdings verhindern, dass sie uns die gleichen Beamtenköpfe wie immer schicken, die nur über die berühmten Kriminalfälle und die entsprechenden politischen Verwicklungen schwafeln wollen; in meinem Interview soll es um den ganz gewöhnlichen Polizeialltag gehen. »Und er hat dir nicht gesagt, dass dein Mann tot ist?«, hatte ich Cristina gefragt. »Nein, hat er nicht. Und natürlich klammert man sich an die Hoffnung, dass dem nicht so ist ... ach, was weiß ich, Sergi ...«

Gerade ziehe ich mein Notizbuch aus der Jackentasche, damit ich die Idee nicht vergesse, da kommt ein junger Mann in den Waschraum. Während ich mir ein paar Stichworte zu dem Interview notiere, mustere ich ihn verstohlen von der Seite. Er starrt in den Spiegel und lässt Wasser über seine zitternden Hände laufen. Tränen stehen ihm in den Augen. Zu einer jungen Frau würde ich jetzt hingehen und ein paar freundliche Worte sagen, ihr eventuell sogar tröstend die Hand auf die Schulter legen, aber bei einem Mann

traue ich mich das nicht, das ist mir irgendwie peinlich. Was ziemlich albern ist, wie ich zugeben muss. Ich breche mir sicher keinen Zacken aus der Krone, wenn ich ihm mein Beileid ausspreche, denn ganz offensichtlich trauert er um jemanden, der ihm sehr nahegestanden hat, vielleicht ja sogar um seine Mutter. Und er ist eindeutig zu jung, um das einfach so wegzustecken, gerade mal knapp über zwanzig. Als ich so alt war, war aus meinem Umfeld noch niemand gestorben, und ich war damals ... na ja, ich war so wie alle in dem Alter, ich lebte sorglos in den Tag hinein und machte mir nur Gedanken über Dinge, die mir seinerzeit unheimlich wichtig vorkamen, aus heutiger Sicht aber absolut belanglos sind. Nichts als Blödsinn hast du im Kopf gehabt, Sergi, mit den Jahren dir aber eingebildet, reifer und selbstsicherer geworden zu sein – und dann kondolierst du der verkehrten Witwe und hast keinen Schimmer, wie du aus der Nummer wieder herauskommen sollst ...

»Entschuldigen Sie, dürfte ich mal ...?«

Der Junge steht auf einmal neben mir und deutet mit dem Kinn auf seine nassen Hände. Er fürchtet wohl, mich nass zu spritzen, denn ich lehne genau neben dem Handtuchautomaten.

»Ach ja, natürlich, Verzeihung«, entgegne ich schnell, drücke mich an ihm vorbei und trete ans Waschbecken.

Das Handtuch. Als Kind legte ich mir nach dem Baden oft das Duschhandtuch um und stellte mir vor, ich sei ein König und herrsche über ein stattliches Reich. Ich war damals noch ein schwächliches Bürschchen, doch mit meinem Königsmantel glaubte ich, es mit der ganzen Welt aufnehmen zu können. Manchmal blieb ich so eine ganze Weile vor dem Spiegel stehen – besonders, wenn meine Eltern in der Küche

stritten – und übte Blicke ein, die meine Untertanen einschüchtern sollten.

Im Spiegel sehe ich jetzt, dass dem jungen Mann beim Händeabtrocknen die Tränen über die Wangen laufen. Schnell zieht er ein Tempotaschentuch aus der Hosentasche, mit dem er sich energisch die Nase putzt, wirft es dann in den Papierkorb und lässt mich mit meinem ungelösten Problem wieder allein.

Völlig verschwitzt war ich vorhin in die Leichenhalle getret, in Gedanken immer noch beim letzten Talk-Gast des Nachmittags, einem drögen Professor. Diese vergeistigten Unitypen können nichts, aber auch gar nichts allgemeinverständlich erklären, hatte ich noch verärgert gedacht, als ich am Schwarzen Brett im Eingangsbereich den Namen meines tödlich verunglückten Kollegen suchte. Erster Stock, Zimmer 6, hatte hinter seinem Namen gestanden. 2 ... 3 ... 5 ... Als ich die Tür zu Nummer 6 öffnete, erwartete ich eigentlich, jede Menge Leute vorzufinden, doch bei der Witwe saß bloß ein Paar, das anscheinend nur darauf gewartet hatte, dass jemand anderes zum Kondolieren kam, denn die beiden sprangen sofort auf und verabschiedeten sich.

»Mein herzliches Beileid. Ich bin Sergi, ein Kollege von Ramon, sicher hat er dir schon von mir erzählt«, stellte ich mich der Witwe vor und drückte ihr die Hand. Kaum waren die Worte heraus, bereute ich sie allerdings schon: Sollte Ramon je von mir gesprochen haben, dann sicher nicht in den höchsten Tönen. Wie viele Male hatte ich an dem armen Kerl meine Wut ausgelassen, wenn ich um zehn vor vier, kurz bevor wir auf Sendung gingen, noch kein Skript in Händen hatte. Dabei konnte er am allerwenigsten dafür.

Zu meiner Überraschung starrte die Witwe mich eine

ganze Weile mit großen Augen an, bevor ein Ruck durch ihren Körper fuhr und sie in Tränen ausbrach.

»Ja sicher ... Sergi ... natürlich hat er von dir erzählt ... du warst ... du warst ja der Einzige ... der ... der ihm ein offenes Ohr geschenkt ... der ihn ernst genommen hat. Danke, vielen Dank«, hatte sie schluchzend gestammelt und mich zu dem Sofa neben der Tür gezogen. »Ich heiße übrigens Cristina.«

Sie trug ein schwarzes Kleid mit einem beachtlichen Ausschnitt. Eine nette Art zu trauern, dachte ich kurz voller Ironie. Letztlich geschieht es nicht alle Tage, dass man es mit einer Witwe zu tun bekommt, die einem darüber hinaus noch einen so tiefen Einblick in ihr Dekolleté gewährt. Allerdings stand mir in dem Augenblick nicht unbedingt der Sinn nach einer näheren Betrachtung: Dass Ramon gut über mich gesprochen hatte, hatte mir gerade noch gefehlt: In dem einen Jahr beim Sender war er für mich ein Niemand gewesen, Mittel zum Zweck, ein Blitzableiter für meine Launen – und zu Hause erzählte er, ich sei der Einzige, der ihn ernst nahm! Ich, der Tyrann, wie Rosa mich immer nannte! Das haute mich echt um und bereitete mir noch mehr Gewissensbisse, als ich eh schon hatte.

»Du warst ihm ein wirklicher Freund«, fuhr sie mit zitternder Stimme fort, sobald wir uns gegenüber saßen. »Ohne dich wäre er definitiv verloren gewesen. Du hast immer einen guten Einfluss auf ihn ausgeübt und ihn auf den Boden zurückgeholt, wenn er mal wieder ausgetickt ist.«

Ich traute meinen Ohren nicht. Was redete sie da nur? Ramon hätte eher für mich ein Vorbild sein müssen, nicht umgekehrt. Er war so ein selbstloser und umsichtiger Mensch gewesen, und ich hatte ihm nur die Hölle heißgemacht, ver-

dammt, mach voran, wir gehen gleich auf Sendung, du willst doch wohl nicht behaupten, du wärst für diesen Job geeignet, du bist so ein furchtbarer Stümper ...

Wahrscheinlich bin ich in die Leichenhalle gefahren, um mein Gewissen zu beruhigen, schießt mir nun durch den Kopf, während ich ein sauberes Stück Handtuch aus dem Automaten ziehe, um mir damit den kalten Schweiß von der Stirn zu wischen. Ich habe keine Ahnung, welche Art von Beziehung ich zu meinem Ramon gehabt habe, aber Freunde waren wir ganz bestimmt nicht gewesen, wie Cristina dies vom Kollegen ihres Mannes behauptete. Aber vielleicht hatte ihr Ramon ja zu Hause nur so getan, als hätte er im Büro jemanden, der ihm den Rücken stärkte, es gibt so Leute, die ihrem Partner, der Familie und den Freunden Theater vorspielen, vielleicht hatte ihr Ramon ja einen Minderwertigkeitskomplex gehabt, bei so einer Klassefrau wäre das schließlich kein Wunder. Man muss sie sich bloß einmal ansehen, selbst verheult sieht sie noch aus wie eine griechische Göttin ... und erst ihr kolossaler Vorbau ... Verdammt, Sergi, jetzt hör aber auf, du hast wirklich überhaupt kein Taktgefühl!

»Weißt du, ich hab so was kommen sehen.« Cristinas Stimme hatte auf einmal beinahe gleichgültig geklungen. Sie weinte auch nicht mehr, sondern startete mit leerem Blick auf die Wand hinter mir, sodass ich mir schon eine schreckliche Tragödie ausmalte. »In letzter Zeit ist er nach Feierabend gar nicht mehr nach Hause gekommen, sondern von einer Kneipe in die nächste gezogen. Er hat so viel getankt, dass ich schon nicht mehr wusste, was ich den Kindern noch vorlügen sollte.« Sie sah mich inquisitorisch an. »Wie hat er es eigentlich im Job mit der Trinkerei gehalten?«

»Ach ... gut, gut, da gab's keine Probleme. Offen gestan-

den haben wir überhaupt nicht bemerkt, dass er getrunken hat. In seinem Job war er richtig gut, ein prima Kollege, er war sofort zur Stelle, wenn Not am Mann war, du weißt ja, die IT-ler müssen's immer richten«, hatte ich mich herausgewunden, während ich insgeheim darüber nachgrübelte, ob Ramon irgendwann einmal eine Alkoholfahne gehabt hatte. Wenn, dann war es mir jedenfalls nicht aufgefallen. Er hatte nur immer furchtbar nach Essen gestunken. Keine Ahnung, wo er Mittag machte, aber ständig hing fettiger Küchendunst in seinen Klamotten. »Du hast nicht den leisesten Schimmer von deinem Job, und zu allem Überfluss stinkst du auch noch wie 'ne ganze Großküche!«, hatte ich ihn deshalb irgendwann einmal angeschnauzt. Es sollte ein Witz sein, und mein ganzes Team lachte auch pflichtschuldigst, Ramon presste jedoch die Lippen aufeinander und seine Hände begannen auf der Tastatur zu zittern. Laut lachend stupste ich ihn an. »Mach nicht so ein Gesicht, Alter, und jetzt auf, schwing die Hufe, lass mich ans Pult, ich mach das besser selber, du bist heute wieder so was von lahmarschig.«

Es wäre also nicht verwunderlich, wenn mein Ramon seinen Frust ebenfalls regelmäßig im Alkohol ertränkt hätte, nicht nur gestern Nacht. Aber ich habe doch immer bloß Spaß gemacht, es war nie böse Absicht gewesen, denke ich jetzt leicht beschämt, während ich mir die Hände wasche. Mein Entschluss steht nun fest: Ich gehe nicht zu Cristina zurück, sondern verschwinde auf der Stelle.

Doch gerade als ich mir die Hände abtrocknen will, wird die Tür aufgerissen und der Junge von vorhin stürzt wieder herein. Er wird von einem neuerlichen Weinkrampf geschüttelt und steuert deshalb direkt auf den Handtuchautomaten zu. Ich rücke ein Stück zur Seite.

»Ist es ... ein naher Angehöriger?«, frage ich, nur um irgendwas zu sagen, während er sein tränennasses Gesicht in das herabhängende Stück Stoff drückt.

Überrascht dreht er den Kopf zu mir.

»Meine ... meine Schwester«, sagt er mit schluchzender Stimme.

»Oh ... Das tut mir leid.«

»Leukämie. Sie war gerade mal achtzehn«, schnieft er.

»Ach ...«

»Wir haben erst vor zwei Tagen davon erfahren. Durch einen Anruf aus dem Krankenhaus. Sie hat es uns die ganze Zeit verschwiegen.«

»Ach ...«

O Gott, Sergi, du bist der Moderator von Kataloniens meistgehörter Radiosendung, Millionen Menschen halten dich für geistreich, pffiffig, geradeheraus und redegewandt, und jetzt fällt dir nichts anderes ein als »Ach« und »Das tut mir leid«?

Sicher hat der junge Mann auch mehr erwartet.

»Also dann ...«, sagt er mit einem leichten Stirnrunzeln und geht.

Kaum ist die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen, senke ich beschämt den Kopf. O Gott, Sergi, das war ja nun wirklich *kein* Ruhmesblatt für dich!

»Weißt du, trotz allem war Ramon jemand ganz Besonderes. Vor vielen Jahren hat er mich mal aus höchster Not gerettet, und auch danach war er immer für mich da«, hatte Cristina vorhin erklärt. Auch darauf hatte ich zunächst nichts zu erwidern gewusst, denn ein geübter Witwentröster bin ich nun nicht gerade – obwohl, na ja, einmal habe ich schon eine getröstet, wenn auch auf eine ganz andere Art. Danach hatte

sich dann allerdings eine so unbehagliche Stille ausgebreitet, dass ich doch ein paar trostreiche Floskeln zum Besten gab; wir Radioteleute haben für den Notfall eine Menge Sprüche auf Lager, und wenn man schon so viele Jahre vor dem Mikrositz wie ich, beherrscht man die Kunst der Heuchelei aus dem Effeff.

»Das mit Ramon ist echt heftig«, hatte Rosa gemurmelt, als ich am Mittag in die Redaktion kam. Alle waren kreidebleich. Niemand sagte ein Wort, nicht mal Mone, die sonst nie die Klappe hält, mucksmäuschenstill saß sie vor ihrem Computer. »Weiß einer, wann die Beerdigung ist?«, hatte ich gefragt und dabei Rosa angesehen, die eigentlich immer über alles Bescheid wusste. »Morgen Nachmittag. Zu unserer Sendezeit.« »O nein, so ein Pech aber auch! Was machen wir da?«, hatte ich geseufzt, während mir insgeheim ein Stein vom Herzen fiel, denn ich hatte mich natürlich bloß der Form halber erkundigt und nicht, weil ich unbedingt hingehen wollte. »Na, was schon? Die Sendung natürlich.« Einer der Redakteure, der pragmatisch veranlagte Jordi, hatte resigniert die Schultern gezuckt. »So gut kannte ich ihn letztlich auch wieder nicht«, hatte er hinzugefügt, worauf viele brummten, sie auch nicht, bis einer raunte, im Grunde hätte ich doch am meisten mit ihm zu tun gehabt. Ihn auf dem Kieker gehabt, wolltet ihr wohl sagen, hatte ich leicht erzürnt gedacht, und als ich mich umschaute und ihre vorwurfsvollen Blicke sah, wurde mir klar, dass sie mir genau das vorhielten: dass ich ihn ständig angeblafft hatte. Einzig Rosa war meinem Blick ausgewichen, was sie sonst nie tut. »Ich sollte hingehen, stimmt's?«, hatte ich sie leise gefragt, worauf sie nur sagte: »Ja, das solltest du tun.«

Nur deshalb machte ich mich auf den Weg in die Leichen-

halle, sobald meine Livesendung vorbei war. Und jetzt habe ich den Salat: ein falscher Toter und seine trauernde Witwe, die sich so überschwänglich dafür bedankt hat, dass ich zum Kondolieren gekommen bin, dass ich nun nicht weiß, was ich tun soll.

»Ach, Sergi, du hast ja keine Ahnung, was es für mich bedeutet, dass du gekommen bist. Du warst für Ramon so wichtig. Und du bist es jetzt genauso für mich. Ich glaube, außer dir taucht heute keiner mehr hier auf. Bei der Arbeit hat man ihn wohl doch nicht so geschätzt, wie er immer behauptet hat«, hatte Cristina vorhin gemurmelt, und dabei waren ihr wieder die Tränen in die Augen geschossen, wahrscheinlich, weil ihr in dem Moment aufging, dass ihr Mann sie angelogen hatte und er in Wahrheit ein Loser gewesen und entsprechend behandelt worden war. »Und zur Beerdigung morgen wird sicher auch kein Mensch kommen, höchstens sein Cousin und dessen Frau, die vor dir da waren. Könntest du nicht doch ...?« Ihre letzten Worte hatten so flehend geklungen, als hinge ihr Leben von einer positiven Antwort ab. »Ich kann wirklich nicht, Cristina«, hatte ich erwidert, während ich mir vorstellte, wie der Programmchef ausrasten würde, wenn ich ihm erklärte, ich könne meine Sendung nicht moderieren, weil ich zur Beerdigung unseres ehemaligen Kollegen müsse. *Mission impossible* – Cristina musste das eigentlich verstehen. »Du weißt doch, dass das nicht geht. Aber ich bleibe selbstverständlich noch eine Weile bei dir«, hatte ich ihr daraufhin versprochen, und da hatte sie so dankbar gelächelt, als hätte ich ihr damit das Leben gerettet. »Es ist ... es ist ... ich habe doch sonst niemanden mehr«, hatte sie geschluchzt, und ich überlegte schon, ob ich ihr eine Hand auf die Schulter legen oder sie sonst irgendwie

trösten sollte, als ich auf die Idee kam, sie zu fragen, ob ich ihn noch einmal sehen könne.

Und das war dann der Moment, als ich den größten Schreck meines Lebens bekam.

Jedenfalls kann ich mich nicht länger hier in der Toilette verschanzen. Ich muss raus und nachsehen, wo *mein* Ramon liegt, denn sicher habe ich mich bloß in der Raumnummer geirrt. Ich öffne also die Tür und strecke vorsichtig den Kopf hinaus. Hoffentlich erkennt mich keiner; zum Glück ist es schon eine Weile her, dass ich fürs Fernsehen gearbeitet habe, und die Leute vergessen Gesichter schnell. Schräg gegenüber drängen sich selbst auf dem Flur noch die Trauernden. Auch der junge Mann von vorhin ist dabei. Neben ihm steht ein Teenager, der Rotz und Wasser heult. Bestimmt der Bruder. In dem Raum ist mein Ramon also nicht zu finden, denn da liegt die Schwester der beiden aufgebahrt.

Ich trete auf den Gang, schließe die Tür hinter mir und wende mich nach links. Doch auch in den beiden Räumen, die an den angrenzen, in dem Cristina auf mich wartet, liegt er nicht. Türschild für Türschild nehme ich in Augenschein, bis zur Treppe am Ende des Gangs. Einem Hinweisschild zufolge befindet sich oben jedoch nur die Verwaltung. Ich habe mich also nicht im Raum geirrt. Außer den paar auf dieser Etage gibt es in dieser Leichenhalle keine weiteren Toten.

Da fällt mir plötzlich mein Handy ein, und ich eile zurück in den Waschraum. Dabei begegne ich dem Blick des verheulten jungen Mannes. Sicher fragt er sich, ob ich nichts Besseres zu tun habe, als mir ständig die Hände zu waschen. Egal, soll er doch denken, was er will.

»Hallo, Rosa, ich bin's, Sergi«, rufe ich ins Telefon, sobald